

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 20.

Fünfter Jahrgang.

18. Mai 1861.

Weinlied.

Nach Rosenbluet.

„Nun grüß' dich Gott, du herrlicher Traut,
Mein Sinn ist trüb: mein Herz ist krank:
Bewähr' dich gold'ner, heilsamer Saft
In deiner gewaltigen Zauberkraft!“

Gefegnet sei, wer den Boden pflügt,
In den ihre Wurzeln die Rebe schlägt!
Gefegnet sei, wer die Trauben preßt,
Und dich in Kellern verbrausen läßt!

Gefegnet sei, wer das hölzern Gewand
Für dich erschafft mit kundiger Hand —
Gefegnet sei, wer in Reisen von Erz,
Dir warm erhält das glühende Herz!

Gefegnet sei, wer rein dich schenkt,
Und nicht das Maß zu verringern denkt;
Gefegnet sei, wer zum Trunke winkt,
Gefegnet jeder, wer selber trinkt!

O sei gefegnet du herrlicher Traut,
Mein Mund schwilt über vor Segen und Dank —
Es säufelt um mich so lind und weich
Wie Harfenklang aus dem Himmelreich!

Es flammt mir so selig in's Herz hinein,
Gott selber muß gnädig dem Becher sein —
Denn wie die Erde rings vergeht,
Wird Gefühl und Gedanke zum lichten Gebet!

Ludwig Bowitsch.

Echte und falsche Diamanten.

(Fortsetzung.)

Ohne den Muth zu verlieren, trat er in die Handlung eines andern Juweliers ein, der in der Nachbarschaft wohnte. Dieser warf einen mitleidigen Blick auf die abgetragenen Kleider des alten Mannes und wollte, gleich Brandmaier, die angebotenen Steine nicht einmal untersuchen.

„Nein, nein“, sagte er mit scheinbar listiger Miene, „man betrügt mich nicht so leicht; Leute in solchen Kleidern besitzen keine Diamanten von dieser Größe. Das sind zwei Kieselsteine aus der Donau, für die ich Ihnen einen Zwanziger geben will.“

„Aber es sind echte Diamanten“, begann Strafer wieder, „ich habe sie selbst gemacht.“

Der Juwelier lachte ihm ins Gesicht.

„Mein lieber Herr Diamantenmacher, suchen Sie sich einen Andern aus, dem Sie das weiß machen.“

„Aber“, erwiderte der Greis, zornig mit dem Fuße stampfend, „ein Kind, daß noch nie Edelsteine in der Hand gehabt, könnte Ihnen den Werth dieser Diamanten angeben. Farbe, Gewicht, Durchsichtigkeit, Alles beweist ihre Echtheit. Werfen Sie ins Himmels Namen wenigstens einen prüfenden Blick darauf.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es Kieselsteine aus der Donau sind, und ich wiederhole es“, sagte der Juwelier, ebenfalls heftiger werdend; „wollen Sie zwei Zwanziger dafür? Und damit kehrte er dem unglücklichen Strafer den Rücken.“

„Der Esel, der hochnaßige Schafskopf“, sagte der Greis halbblaut vor sich hin, als er wieder die Strafe erreicht hatte; er opfert seiner Eigenliebe sein Interesse, so wie es Brandmaier seinen Vorurtheilen gethan. Ist es denn so schwer, den Menschen die Reichthümer zu geben, die sie immer so sehnlich wünschen?“

Strafer ging zu einem dritten Juwelier, der die Steine mit großer Aufmerksamkeit untersuchte und überzeugt schien, daß sie einen hohen Werth hatten; aber er hegte einigen Zweifel über deren rechtlichen Erwerb, und sagte mißtrauend:

„Woher haben Sie diese Diamanten?“

Strafer machte einen Sprung vor Freude. „O, es sind Diamanten, nicht wahr, echte Diamanten? Sie erkennen sie als solche. So wissen Sie denn, daß ich, ich selbst die Steine gemacht habe. Zwanzig Jahre habe ich daran gearbeitet, und jetzt, heute Nacht habe ich diese in meinem Schmelztiegel gefunden.“

Der Juwelier machte große Augen, und starrte ihn einen Augenblick mit stiller Verwunderung an. „Mein Herr“, sagte er endlich barsch, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß sie entweder ein Narr oder ein Dieb sind. Ich glaube nicht an die Möglichkeit, Diamanten zu machen, und wenn es Ihnen geträumt hat, daß diese aus ihrer Fabrik sind, so kann ich kein Geschäft mit Jemand machen, der solcher Träume fähig ist, denn ich bin ein ehrlicher Mann. Wenn Sie die Steine gestohlen haben, — und Ihr Zweifel an deren Echtheit läßt mich das glauben, — so muß ich Ihnen sagen,

daß ich ein friedliebender Bürger bin, der sich nicht gerne mit der Polizei, sei es direkt oder indirekt, abgibt. Ich werde die Diamanten nicht zurückbehalten, wozu ich eigentlich berechtigt wäre, bis man den gesetzlichen Eigenthümer gefunden hätte. Aber eilen Sie, aus meinem Gesichtskreise zu kommen, sonst ändere ich meine Ansicht.“

Straßer, der eben so wenig Lust hatte, sich mit der Justiz einzulassen, als der Juwelier, machte von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch, steckte die Diamanten in die Tasche, und entfernte sich schnell.

„Das ist also der Dank, wenn man große Entdeckungen gemacht hat“, sagte Straßer zu sich, als er das Glacis erreicht hatte, und gegen die Hofranogasse zuwanderte, „bei dem Einen ist man ein Narr, bei dem Andern ein Unwissender, und bei dem Dritten ein Dieb. — Es ist Nichts daran gelegen“, fuhr er mit einem verächtlichen Blick auf die gleichgiltig ihres Begehres ziehende Menge fort, gar Nichts, früher oder später muß man mir doch Recht widerfahren lassen, Ehre und Reichthum kann mir nicht entgehen, und...“

Während er sich diesen Gedanken hingab, stand er vor seiner Wohnung, die eben so schwarz, armselig und abscheuerregend aussah, wie früher. Als er mit seinen Luftschlüsseln eintrat, warf sich Karl bleich und zitternd an seinen Hals.

„Nun, Vater, was bringt Ihr Neues?“

„Karl“, sagte der Greis etwas verlegen, „es ist mir nicht geglückt, meine Diamanten zu verkaufen, aber heute Abend — morgen...“

Karl antwortete Nichts, sondern wankte zum Feuer und legte ein Stück Holz nach, um die von Kälte steif gewordenen Glieder des alten unglücklichen Mannes etwas zu erwärmen.

Als Straßer sich erholt hatte, sagte er: „Der Abend rückt heran, und ich habe heute noch nichts gegessen; hast Du Nichts für mich, Karl?“

„Vater, ich habe gestern das letzte Geld für Kohlen ausgegeben, das wißt Ihr wohl, und borgen würde mir Niemand mehr, nicht das kleinste Brot.“

„Und Du, Karl, hast Du auch noch nichts gegessen? Nein, wahrlich nicht, Du bist bleich, Du bist krank! O Gott, was soll ich jetzt beginnen, ich bin reicher als ein Graf oder Fürst, und mein Sohn wird Hungers sterben.“ Mit diesen Worten stürzte der alte Mann in der größten Verzweiflung wieder aus dem Hause.

Die Sonne war bereits untergegangen, und ein dicker Abendnebel lagerte sich in die einsamen Gassen.

Straßer war Willens, Brandmaier wieder aufzusuchen, der ihm heute ein Almosen zugesagt hatte, oder den andern Juwelier, der seine Diamanten für zwei Zwanziger kaufen wollte, aber er verirrte sich in den Gassen und fand nicht einmal das Glacis, denn er war in seiner Verzweiflung aufwärts, statt abwärts gegangen. Von außen halb erfroren und im Innern, in Kopf und Brust eine glühende Hitze, rannte er die eine Gasse hinauf, die andere hinab; seine Diamanten wollte er um jeden Preis verkaufen, was lag

daran? er konnte ja morgen wieder andere machen. Der Geist des alten Mannes war schon derart zerrüttet, daß er seine Steine von Haus zu Haus feil bot. Viele lachten ihn aus, Andere wiesen ihn einfach ab, und wieder Andere sprachen von der Polizei. Dadurch wurde Straßer noch mehr entmuthigt, und begann nun die Vorübergehenden anzusprechen. (Schluß folgt.)

Die Auersperge in Krain.

(Fortsetzung.)

Doch schon am 13. August steht er vor den „versammelten Ständen und spricht, als ihn die Reihe trifft, mit der Offenheit und Klarheit, die ihm eigen war, legt die Mängel und Uebelstände dar, zeigt, wie sehr es schon lange Noth gethan, Hilfe zu leisten, wie man unverzüglich dazu sehen müsse, damit nicht der Fall eintrete, daß sie „den zu Grunde fallenden und untergehenden so gern sie es thaten, nit werden zu hilff kumen mügen.“ Er wolle und werde thun, was ihm zukomme und er vermöge, er werde dem Vaterlande die Pflicht, die er übernommen, durch den Tod oder durch einen rühmlichen Sieg erfüllen.

Während so gesprochen wurde, langte, als wie zur Bekräftigung von Herbard's Rede die Nachricht, von Eilboten gebracht, von der Grenze ein, daß fünf türkische Befehlshaber sich zum Ueberfalle der kroatischen Schlösser bereit hielten. Dieß hatte Herbard während seiner Reise als nahe bevorstehend erkannt und erklärte nun der Versammlung, er wisse bestimmt, daß man solch vereinter Macht gegenüber nichts werde ausrichten können, doch er wolle darum vom Kampfe nicht absehen, obgleich es diesmal sein Leben gelte.

Die Versammlung votirte seine augenblickliche Abreise in der Ueberzeugung, seine Gegenwart in den Reihen der Kämpfer werde diesen Muth geben und alles zum Besten lenken; das erstere konnte sie wohl, nicht aber die schlecht geschützten und wenig armirten Grenzfestungen vor dem Falle bewahren; darauf hätten die Stände früher ein besseres Augenmerk haben sollen!

Herbard folgte dem Befehle und eilte, nur ein Paar Tage zu Hause verweilend und seine Familiensachen ordnend, auf seinen Posten. Ihm voran ging die Weisung an die Grenzoftiziere, innerhalb von 4 Tagen beisammen zu sein und zu ihm zu stoßen. So that er alles, obgleich er der gänzlichen Fruchtlosigkeit des Unternehmens vollkommen gewiß war. — Doch um so höher steht er in der Geschichte!

Es war am Abend des 21. Septembers, als er bei einem kroatischen Edelmann von erprobter Treue einkehrte. Er ließ die Zelte aufschlagen und schickte, um vom Feinde nicht unversehens überfallen zu werden, Wachposten auf die benachbarten Berge. Da alles still war, legte er sich, ohne zu nachmahlen, traurig nieder. Die Sorge um das bedrängte Vaterland ließ ihn jedoch nicht schlafen, und da von den ausgeschickten Posten keine Nachricht einkam, so ließ er plötz-

lich in der stürmischen, unfreundlichen Nacht seine Leute wecken, befahl zu satteln und sich zum Kampfe bereit zu halten. Indem er selbst auf und ab geht und seine Rüstung anlegt, geschieht ein Schuß. Die Feinde waren in der Nähe; sogleich schwang er sich auf's Roß, das, als ahnte es die Gefahr, wider die Gewohnheit scheu wurde. Herbard ließ seinen Sohn Wolf Engelbert rufen, welcher erschrocken und kleinmüthig sein zitterndes Roß bestieg. Der Vater befahl ihm, sich stets an seiner Seite zu halten, sprach ihm Muth ein: „er solle ohne alle Furcht und Sorg sein, und der Türken Anblick nicht scheuen, den Tod, wo es Gott gefällig, Ihn aus diesem Leben zu nehmen, nicht fliehen, sonder Gott lobend mit fröhlichem Gemüth für den Christlichen Glauben mitten unter seinen Feinden redlich sterben.“ Dergleichen tröstete er seine übrige Umgebung, als da waren Friedrich von Weizberg, Herr Julius von Zara, Daniel von Tbetow u. A. Hierauf schickte er vier der Gegend kundige kroatische Jünglinge aus, den Feind auszuspähen, und ihm sogleich Bericht zu erstatten; er selbst zog mit seinem kleinen Häuflein gegen die Posten hin, die er aufgestellt hatte, um von ihnen die Ursache des Schusses zu erfahren. In dem Augenblicke machten ihn einige ihm unbekannte Kroaten auf einen türkischen Streifzug aufmerksam. Er, nicht gewohnt, dem Feinde auszuweichen, kehrte, obwohl gegen seinen Willen, um, und in der Hoffnung, sein Volk werde ihm sogleich nachfolgen, greift er den Feind an. Dreimal jagte er diesen Vortrab in die Flucht. Da brach die Hauptmasse mit schrecklichem Geschrei von allen Seiten aus dem Hinterhalte hervor und umzingelte die kleine Anzahl der Tapfern. Herbard wich nicht zurück, mit erstaunlicher Kraft führte er Streich auf Streich, daß er über und über mit Blut bespritzt wurde. Endlich, die Unmöglichkeit der Rettung einsehend, stürzte er sich mitten in die Schaar und schoss zwei türkische Hauptleute nieder. Da wurde ihm rücklings sein Roß von einem Deli, den der Pascha von Bosnien hochschätzte, zusammengehauen; auf das hin tödete Herbard diesen Deli, wurde aber auch im folgenden Moment von dem Diener des Deli inmitten aller Deli's, die ihn dem Pascha lebend hatten überbringen wollen, niedergemetzelt, so daß sein Heldehaupt vom Rumpfe abfiel.

Dies alles war unweit Budatschi, einer kleinen Grenzveste, geschehen, am 22. September des Jahres 1575.

Die meisten der treuen Gefährten Herbard's starben mit ihm den Tod für's Vaterland — viele wurden gefangen, so sein Sohn Wolf Engelbert; nur wenige entkamen durch die Flucht und brachten die Trauerbotschaft nach dem nahegelegenen Schlosse Freienthorn an der Kulpa.

Die Barbaren eilten mit dem abgeschlagenen Haupte des christlichen Helden in das Lager des Pascha's von Bosnien, Ferrath Bey, der im Aerger darüber, den berühmten Mann nicht lebendig in seine Gewalt bekommen zu haben, dessen Mörder sogleich zum Tode führen ließ. Das Grenzheer scheint später zwar zur Rettung herbeigeeilt zu sein, aber eine gänzliche Niederlage erlitten zu haben. Die da

entkamen, beerdigten, nachdem sich der Feind von dem Kampfsplatz entfernt hatte, noch am selben Abend die Todten und brachten den Leichnam des Landeshauptmannes noch am selben Tage nach dem genannten Freienthorn.

Als bald kümmerte sich die Familie sowohl darum, das Haupt des Gefallenen zu erhalten, als sie auch durch Gesandte um freundliche Behandlung des gefangenen Wolf Engelbert beim Pascha baten. Dieser ließ dem Haupte Herbard's, sowie dem seines Freundes Friedrich von Weizberg die Haut ablösen, sie austropfen und nach Konstantinopel bringen, das skalpirte Haupt übergab er den Gesandten und rühmte die Tapferkeit des Gefallenen. Die Häute wurden ebenfalls später der Familie ausgeliefert und werden, wie schon erzählt, seither auf Schloß Auersperg bewahrt.

Inzwischen hatte man zu Laibach den Leichnam Herbard's zu Grabe gebracht. Es war dieß eine allgemeine Trauerfeier gewesen, von einem langen Zuge begleitet und unter lauten Klagen hatte diese Beisetzung in der damaligen Elisabethenkirche (Kirche der Protestanten — wo jetzt das Kaufmann Wager'sche Haus in der Spitalgasse steht) stattgehabt und dabei der protestantische Prediger, Superintendent und Magister Christoph Spindler, eine „schöne Leichpredigt“ über Maccabäer I. 9. gehalten. Diese Predigt erschien auf Wunsch von Herbard's Witwe im Druck, und zwar zu Laibach bei Manlius im selben Jahre 1575. Ueberhaupt hat sich die heimatische Literatur jener Zeit seiner bemächtigt — es erschien ebenfalls noch 1575 seine Biographie durch den gelehrten krainischen Cavalier Georg Freiherrn von Khisl zu Kaltenbrunn in lateinischer Sprache, dann daselbe Buch 1576 in deutscher Uebersetzung durch Hanns Khrozenbacher; beide bei Manlius, und sie sind wie die vorgenannte Predigt sehr selten geworden.

Zu Konstantinopel wurden, nach einem gleichzeitigen Berichte der kaiserlichen Gesandtschaft daselbst, die krainischen und kroatischen Gefangenen am 9. Dezember im Triumphe aufgeführt. Erst nach zwei Jahren sah sich Wolf Engelbert, und das nur um ein beträchtliches Lösegeld, den Seinen zurückgegeben; diese konnten sich jedoch des Heimgekehrten nicht lange freuen, denn er starb schon nach wenig Jahren an einem beim Feinde erhaltenen Gifte.

In der Landeshauptmannschaft und im Kommando an der Grenze hatte Herbard seinen Bruder Weithard zum Nachfolger, der schon früher die Kriegsrathsstelle bekleidet hatte und nun vom Erzherzog in Angelegenheit des Baues von Karlstadt fort und fort zu Rathe gezogen wurde.

Herbard's ältester Sohn, Christoph (II.), geb. 1540, war zugleich mit seinen Brüdern zu Padua in den Studien gewesen, focht dann glücklich gegen die Türken 1578, war Landesverwalter und Verweser in Krain, begleitete 1582 den Erzherzog Karl auf den Reichstag nach Augsburg und starb 1592 auf dem Schloßberge zu Laibach. (Schluß folgt.)

Der Purpurcarmin (Murexid.)

In den Zeiten des klassischen Alterthums war der Purpur die kostbarste und gesuchteste von allen Farben. Ihn wußten in höchster Vollkommenheit nur die Phönizier herzustellen, und ihre gewaltige Handels- und Fabrikstadt Tyrus versandte Purpurstoffe nach allen Gegenden der alten Welt, wo sie mit Gold aufgewogen wurden. Heutzutage weiß man noch nicht, aus was der tyrische Purpur dargestellt wurde. Von Plinius an, hat sich von Geschlecht zu Geschlecht die Sage fortgeerbt, er sei ein Produkt der Purpurschnecke; allein es ist der Forschung nicht gelungen, ein Schaalthier aufzufinden, welches eine haltbare rothe Farbe lieferte, die der Beschreibung der alten entspräche. Zwar gibt es Muscheln, welche einen rothen Saft von sich geben, so z. B. mehrere Arten aus der Familie der Wendeltreppen und der Einhornschnecken, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Saft im Alterthum zum Färben gebraucht worden ist; allein nichts destoweniger entspricht weder die besondere Nuance desselben, noch seine Dauer irgendwie den Vorstellungen vom echten Purpur. Diesen zu erzeugen, und zwar zu erzeugen, vielleicht weit schöner und besser, wie ihn das Alterthum jemals gekannt hat, ist der neueren Chemie gelungen, deren größter Triumph es ist, gerade in bisher verachteten und verworfenen Stoffen wahre Schätze für das praktische Leben zu entdecken. Jedermann kennt den Guano, die braune, übelriechende Masse zersehten Vogeldüngers, der in Schiffen von den Südseeinseln geholt wird, um zur Düngung der entkräfteten Ländereien unseres alten Kontinentes zu dienen. Nun, aus dieser abstoßenden Substanz wird eine der prächtigsten Farben gewonnen, welche die Neuzeit kennt, der Purpurcarmin oder das Murexid. Der letztere Name stammt von dem lateinischen murex, Schnecke, dem Gattungsnamen der Einhornschnecken oder Purpurschnecken, und deutet somit an, daß die neue Farbe als berechtigte Erbin des alten Purpurs aufträte. Es ist hier nicht der Ort auf die genauere Darstellung des Murexids einzugehen; diese kann nur für Männer von Fach Interesse haben. Es genügt hier mitzutheilen, daß der Guano mit Salpetersäure und Salzsäure behandelt wird, um daraus die Hippursäure zu gewinnen, deren Oxydationsprodukte, in Berührung mit Ammoniakstoffen erhitzt, sich in den Purpurcarmin umwandeln. Man erhält diesen Farbstoff in verschiedenen Tinten; Nichts gleicht der Pracht der Sättigung, dem Glanz überhaupt der Schönheit desselben. Während die Färbungen mit Anilin, in Violet und Rosa, sich durch ihre wohlthuende Milde, ihre, dem Auge schmeichelnden Töne auszeichnen, bestechen die Murexid-Farben sofort durch ihr Feuer und ihren intensiven Glanz. Alle Beschreibungen von dem königlichen Purpur der Alten werden von dem neuen Purpur erreicht, wenn nicht überboten. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob beide nicht doch am Ende identisch seien, ob nicht die Phönizier die späterhin verloren gegangene

Kunst besessen hätten, das Murexid darzustellen. Es muß dieß aber entschieden bezweifelt werden, da es dazu entwickelter chemischer Prozesse bedarf und eine Darstellung nach rein empirischem Verfahren ganz unmöglich erscheinen muß. Es ist kein Zweifel vorhanden, daß man das Murexid auch aus anderen Substanzen, wie aus dem kostbaren Guano, dessen Lager überdieß mehr und mehr der Erschöpfung entgegen gehen kann, darzustellen lernen wird, und es liegen hierüber schon sehr gelungene Resultate von Versuchen vor. Aber alle Stoffe, die man zu diesem Zweck verwenden kann, gehören der untergeordneten Reihe, ja sogar eckelhaften Reihe von Körpern an, die der Mensch kennt und vor welchen er einen um so größern Abscheu hegt, je höher die Bildung sein Schönheitsgefühl gesteigert hat. Und hierin liegt gerade der wunderbare Gegensatz — aus der verachteten, widrigsten Materie entwickelt der chemische Prozeß den schönsten, blendendsten Farbstoff, mit welchem der Luxus die Wände schmückt, und die kostbaren Stoffe färbt, womit er sein Liebfleisch bekleidet. (Illustr. Familienb.)

Literatur.

Adelsberg und seine Grotten. Von P. v. Radics. Triest. Oesterr. Loyd.

Unter allen bisher über die Adelsberger-Grotte veröffentlichten Beschreibungen besitzt vorliegende den Vorzug, daß sie sich nicht auf die Grotte allein beschränkt, sondern auch den Ort Adelsberg, so wie die Umgegend berücksichtigt, somit einen vollständigen, ganz praktisch eingerichteten Fremdenführer abgibt. Das nett ausgestattete, mit 10 Abbildungen, einem Grottenplan und einer Eisenbahnkarte (Laibach-Triest) versehene Werkchen enthält die Topographie und Geschichte Adelsbergs, eine Beschreibung der Adelsberger-Grotte, sowie einer dergleichen der St. Magdalenen- oder schwarzen Grotte, darunter auch eine Aufzählung der Grotten-Flora und der Grotten-Fauna; ferner eine Beschreibung der von den Stationen Franzdorf, Voitsch, Raket, Adelsberg, Prestranek und Sessana zu unternehmenden Exkursionen. Den Besuchern der Grotte zum nächsten Pfingstfeste und allen Freunden derselben, sowie der in vieler Beziehung interessanten Karstgegend dürfte das kleine Buch eine willkommene Erscheinung sein.

Volkslieder von Ludwig Bowitzsch. Wien. B. Pichlers Witwe und Sohn. 1861.

Ein echtes Volkslied wird nicht gedichtet, sondern es wächst als prächtige Blume aus dem Volke selbst heraus. Warum der Verfasser vorliegende Sammlung Gedichte „Volkslieder“ nennt, sagt er uns in einer kleinen Vorrede. Nach derselben ist die Mehrzahl dieser meist sangbaren Lieder durch Anregung alter Melodienbruchstücke ins Leben gerufen worden. Es sind somit Nachklänge alter Volksmelodien im Ton des Volksliedes gehalten, Umgestaltungen u. Viele derselben sind freilich auch reflektierend, was das Volkslied nie ist; der Kunstdichter schaut daraus hervor. Für Komponisten dürfte das Büchlein sehr willkommen sein, die Lieder sind fast alle sangbar, sie tragen die Melodie gleichsam schon in sich; Bowitzsch hat den Volkston sehr glücklich getroffen, und hat, wie uns das Büchlein beweist, in der Liedform eine besondere Gewandtheit. Auch den Umbildungen einiger alter Lieder, von denen wir heute das „Weinlied“ nach Rosenbluet unsern Lesern mittheilen, sind recht gelungen.